

Trudeli

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 52

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Trudeli

Ein Weihnachtsgeschichtlein von Emil Hügli



Weihnachtsabend im Basler Rheinhafen. Die Krane stehen still – die Arbeit ruht

alle Menschen gerade zur Weihnachtszeit schätzen. Ihre kleine Wohnung, die oft nur aus einem oder zwei winzigen Räumen besteht, ist in den Bauch des Schiffes eingebaut oder ragt als niedriger Kasten geduckt über Deck. Und auf den wenigen Quadratmetern, die sie als ihr «Daheim» betrachten dürfen, tragen sie alles das zusammen, was auch wir als die besondere Atmosphäre unserer Wohnung, unseres intimsten Lebensraumes, betrachten. Sie hängen mit der gleichen Liebe daran wie wir. Und wie rührend ist bei vielen von ihnen gerade der Familiensinn ausgeprägt. Sie, die auf kleinstem Raum zu leben haben, wenn sie unterwegs sind, wissen das Familienglück besonders zu schätzen.

Darum hat das Weihnachtsfest bei ihnen auch einen besonderen Reiz. Es ist nicht der herkömmliche Festbetrieb, das Bild der hell beleuchteten Schaufenster und der kauffreudigen und wunschbesessenen Bürgerschaft, die diesem Fest den Stempel aufdrückt. Ihr Fest ist bescheidener, primitiver – aber von jener schönen, gütigen Primitivität, die in der uralten Weihnachtsgeschichte selber liegt. Ein winziges Bäumlein, wenige Ker-

zen, die ihr Licht ausstrahlen, die paar Geschenke, die jedes einzeln eine ganz andere Bedeutung haben, weil man sie nicht einfach um die Ecke kaufen konnte, und das für sie nicht so selbstverständliche Geborgensein in ihrer Kajüte, das zaubert eine stille, köstliche Weihnachtsfreude in ihre Augen.

Dürfen sie nicht denken, dass sie, die ewig unterwegs sind, am nächsten verwandt sind der Heiligen Familie, die ja zur Zeit des Weihnachtswunders auch unterwegs war.

Aber auch diese Schiffer treffen sich oft, um das Weihnachtsfest im weitem Kreis zu feiern. Da kommen sie von den verschiedenen Booten zusammen in einem kleinen Wirtschaftssaal und wissen die Stunden in schöner Gemeinschaft zu verbringen. Wen das Schicksal gerade im gleichen Hafen zusammengeweht hat, der feiert mit seinen Berufsfreunden das Fest, um vielleicht zwei Tage später schon wieder am Steuer zu stehen oder beim Motor, den sie zur Weiterfahrt anwerfen müssen; sie lösen die Tauen und fahren als Einzelgänger, zurückgestellt auf die winzige Welt ihres eilenden Schiffes, in die Welt hinaus.



... den Buben Farbstifte, dazu ein Malbuch



Nach der schlichten Familienfeier treffen sich die Schifferleute in einem Gasthaussaal zu einer gemeinsamen Feier

Neujahr wiederum in der Säge arbeiten darf.» — Da leuchteten vorab die Augen der Mutter auf wie zwei Sterne. Jetzt wusste sie, woher der Baum kam und wo der Vater soeben gewesen war. Sie stand auf, ging ihm entgegen und umarmte ihn. Konradli fand diese Wendung der Dinge nicht sehr erbaulich. Er unterbrach die schöne Stille: «Wir wollen jetzt lieber singen!» Da lachten ihm die beiden Eltern entgegen, wie sie schon lange nicht mehr gelacht hatten. Und schon stimmte die

Mutter das Weihnachtslied an. So gut sie es vermochten, sangen alle Kinder mit. Sogar der Vater, der doch sonst immer behauptete, er könne nicht singen, sang diesmal aus voller Kehle mit: «O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit...»

Dass der schöne Weihnachtsbaum nicht vom Christkind kam, sondern eigentlich ein gestohlener Baum gewesen war, das haben die Kinder nie vernommen. Die Eltern bewahrten dieses kleine Geheimnis zeitlebens in ihren Herzen.

Auf dem grossen Platz vor der Kirche war jetzt, mitten im Winter und gleichsam über Nacht, ein anmutiges Wäldchen entstanden. Die Dächer der Häuser, der Platz, Gassen und Straßen waren mit einer Schicht neuen, weissen Schnees bedeckt, der, kurz vor Weihnachten, eingetroffen war: und es schneite noch immer zu in feinen Flöckchen. Allein den grünen Tannen und Tännchen vermochte der Flockenfall nun nicht mehr viel anzuhaben; denn die Leute, die da kamen und gingen, schüttelten die weisse Zierde immer wieder von den Aesten, um den Baum oder das Bäumchen recht in Augenschein nehmen zu können. Verkäufer und Verkäuferinnen, meist ältere Leute, stapften unruhig hin und her, stampften mit den Füßen auf und rieben die Hände, um sich warm zu halten, und die Käufer ihrerseits schlossen im allgemeinen ziemlich rasch den Handel ab.

Unter den letzteren befand sich auch ein jüngerer, gut gekleideter Herr, der freilich seine Auswahl nicht so rasch zu treffen vermochte. Es schien, als ob er gekommen sei, sich zwar nicht den grössten, aber doch den schönsten Baum auszusuchen. So ging Herr Anselm denn auch schon eine geraume Weile auf dem Platze hin und her, ohne zu einem Entschluss zu kommen, und manchmal war es, als ob er nun doch wieder von einem Kauf absehen wollte, weil er nicht gefunden, was er wünschte.

«Und doch, und doch, ich tue es nun einmal wieder, obschon sie mich gebeten hat, wenigstens in diesem Jahre noch darauf zu verzichten», so sprachen indessen seine Gedanken leise zu ihm. «Es muss wieder etwas Licht, Helle und Freude in ihr Leben kommen, und dazu ist die Weihnacht just die rechte Zeit! Darum soll auch ein schöner Christbaum in unserer Stube leuchten. Der Mensch darf nicht ununterbrochen trauern, selbst nicht um den schwersten Verlust... und darum tu' ich's! Ein Christbaum kann doch nur Gutes ins Haus bringen — nicht Unsegen.»

Herr Anselm dachte dabei an niemand anders als an seine junge, liebe Frau daheim, die gerade in der Adventszeit von Woche zu Woche trauriger und schwermütiger geworden war als je, weil es sich nun bald zum zweiten Male jährte, dass ihnen ihr dreijähriges Kindlein, ihr Trudeli, nach kurzer, heftiger Krankheit entrisen worden war. Und das war eben an einem Weihnachtstage geschehen, wo die Welt das schönste und lieblichste Wiegenfest in Freuden begeht. Seit jener christbaumlosen und trauervollen Weihnacht glaubte Frau Anselm auf keine Freude mehr Anspruch zu haben und am allerwenigsten auf diejenige der Weihnachtszeit.

«Nein, nein, mein Guter, für uns kann Weihnachten keine Freudenzeit mehr sein, sondern nur noch eine Zeit der tiefen Trauer», so pflegte Adele zu sagen, und nach ihrem Willen war es bisher auch immer gegangen.

Nun hatte Herr Anselm jedoch den festen Entschluss gefasst, in diesem Jahre dennoch in aller Stille ein rechtes Weihnachtsfestchen vorzubereiten und durch ein paar frohe Uebererraschungen das in Trauer versunkene Herz der Gattin wieder mit neuer Freude zu beleben — kein Wunder, dass ihm da kaum ein Tannenbaum grün und frisch und üppig genug erschien, um der Bote solcher Freude zu sein.

Wie nun der junge Herr so sinnend und suchend über den Kirchplatz ging, gewahrte er in der Nähe des Kirchenportals eine Gruppe von Bäumen, die seine Blicke besonders gefangen nahmen. Gewiss war hier zu finden, was er wünschte. Allein, wie er nun eben mit prüfendem Auge seine Wahl traf, hörte er in nächster Nähe eine heisere Brummstimme schelten, und nun sah er da auch schon einen alten, griesgrämigen Mann neben einem kleinen Mädchen stehen, das er heftig anfuhr:

«Du erzdummes Trudi, kannst nicht besser aufpassen... Wahrhaftig, man weiss nicht, was man mit solchen Gofen anfangen soll!»

«Trudi!» So hatte der Alte eben laut gerufen — den Namen ihres Kindleins: Trudeli, Trudeli. Herr Anselm trat näher und erfuhr nun, was geschehen war. Das etwa fünfjährige Mädchen

Das Wunder einer

mit dem lieben, hübschen Gesichtchen hatte dem Alten aus der Wirtschaft am Platze einen heissen Grog holen müssen, war dann mit seinen von Schneestollen besetzten Holzschuhen ein wenig ausgeglitten und hatte einen Teil des Getränkes verschüttet.

Während Herr Anselm nun den schönsten Baum auswählte, kam er mit dem Greise ins Gespräch und vernahm, dass die Kleine eine Waise und das Enkelkind des Alten war. Da erinnerte er sich, dass seine junge Frau im ersten Jahre nach dem Tode ihres eigenen Mädchens hin und wieder von Leuten gesprochen hatte, die ein fremdes Geschöpflein an Kindesstatt annahmen und nun Freude mit ihm erlebten... «Freude!» Wahrhaftig, in diesem Zusammenhang war der Gattin das sonst sehr gemiedene Wort auf die Zunge gekommen! Hatte sie damit nicht vielleicht einen innigen Wunsch ausgesprochen, den er nicht als solchen erkannt hatte, weil er nur so leis und fein geäußert worden war?.. Und nun hiess die verschupfte Kleine da noch zu alledem Trudeli!

In Herrn Anselms Innerem ging mit eins ein helles Licht auf, so strahlend wie ein lichter-reicher Christbaum selber. Nun sah er erst recht ein, dass es sich um ein ganzallerliebtes Geschöpfchen handelte, das da vor ihm stand — und wenn der brummige Alte nicht wusste, was «man mit solchen Gofen anfangen soll», er, der nun auf dem Markte den schönsten Baum erstanden hatte, er wusste es... Mit dem Alten gab es wohl noch allerhand zu besprechen. Doch fast schneller als beim Christbaumkauf wurden sie dann in einer Sache einig, die auch die liebliche Kleine rasch zu verstehen schien, denn schon schmiegte sie sich zutraulich an den Herrn, der nun ihr «neuer Papa» werden sollte.

Selten war eine Weihnachtsbescherung sorgfältiger und heimlicher vorbereitet worden als in diesem Jahre die im Hause des Herrn Anselm. Die alte Magd wusste jedoch in vielen Dingen Rat und verwandelte das arme Kind in ein über alle Massen schmuckes Mädlein. Als dann Frau Anselm am Weihnachtsabend aus der Kirche nach Hause kam und der wundersame Christbaumduft ihr im Treppenhaus entgegenquoll, nahm sie an, dass er aus den anderen Wohnungen des Hauses herausgedrungen sei... Doch wie sie nun die eigene Wohnung betrat und ihr, kaum, dass sie die Türe aufgemacht hatte, der allerschönste Baum in seinem Lichterglanz aus dem Wohnzimmer entgegenleuchtete, und der Gatte ein zierliches Mädlein bei der Hand nahm und ihr entgegenführte, indem er sagte; «Sieh, meine Liebe, nun haben wir wieder ein Trudeli, und es soll und will für immer bei uns bleiben», da verbreitete sich, langsam erst, doch alsdann immer strahlender, mit dem Glanze des Christbaums der höhere der innigsten Herzensfreude über ihr feines, schmales Gesicht.

Und wie nun das Mädchen sich ganz zutraulich an sie schmiegte und sagte: «Gelt, nun bist du meine liebe Mama?», da fielen ihm vorerst zur Antwort ein paar Freudentränen auf die Stirn, und dann hörte es die erlösenden Worte: «Ei, ja, und du bist unser Kindlein, unser liebes Trudeli!» Zum Gatten gewandt aber sagte nach einer Weile die junge Frau: «Weisst du, heute habe ich in der Kirche gerade die rechte Predigt gehört: sie handelte von dem wundersamen Ausspruch: Lasset die Kindlein zu mir kommen...»

Es gab noch viel zu fragen, zu erzählen und zu berichten an diesem Weihnachtsabend bei Herrn Anselm. Alles aber, was gesprochen wurde oder auch unausgesprochen blieb, zeugte davon, dass nun wieder Liebe, Wärme und Freude in ehemals vereinsamte Menschenherzen einge-zogen war.



Ueber den fernen Hügelsäumen lag noch der goldene Glanz der versinkenden Sonne. Der Himmel war wie in Blut getaucht. Selten mild und klar verdimerte der späte Novemberabend. Die ersten Frostnächte waren eingefallen, aber die warmen Sonnenstunden dieses Nachmittags hatten die drohenden Verböten verschleucht.

Hedwig Wegmann und Martin Gerster kehrten von einem Spaziergang heim. Tief in Gedanken schritten sie rainabwärts. Wald und Erde, der Geruch umgeborener Felder wob um sie. Lange sassen sie oben, am Waldrand, im wechselnden Spiel von Licht und Schatten, staunten wortlos in die Farben des abendlichen Himmels und der bunten Wälder.

In Hedwig schwang die Freude über den gut und still verlebten Nachmittag nach. Heute war ihr Glaube an ein treues, beidseitiges Verbunden-sein erstarkt. Seit dem Kriege hatte sie manchmal bei Martin etwas wie eine Entfremdung gespürt, sich darob geängstigt und gequält.

Wohl verlangte die Schwere der Zeit, der Kampf um eine Existenz, seinen ganzen Einsatz, aber waren das Gründe, sich von ihr innerlich zu entfernen? — Was nützte das Fragen? —

Hedwig hasste das stete Auf und Ab der Gefühle, wo Zweifel und Glaube miteinander ringen. Glauben und durchhalten musste man! Jene geheimnisvolle Kraft, der Glaube an Treue, war bei ihr noch nicht erschüttert.

Martin begleitete Hedwig bis an die Türe ihres Hauses. Das Mädchen legte dort ruhevoll seine Hand in die Martins und sah ihn an:

«Auf Wiedersehen, Martin! Wann sehen wir uns wieder?»

Er erwiderte den Gruss und sah Hedwig ein wenig unsicher an. Aber dann sagte auch er laut und bestimmt:

«Auf Wiedersehen, Hedwig! — Am nächsten Sonntag kann ich nicht abkommen, aber in vierzehn Tagen bin ich wieder bei dir...»

Zehn Tage später lag in Hedwigs Briefkasten eine Karte von Martin:

«Leider muss ich die verabredete Begegnung um einige Tage hinausschieben wegen einer überhäufung. Ich werde dir dann später schreiben, wenn es mir möglich ist, zu kommen.

Martin.»

Hedwig wartete. Es kam kein Brief. Sie wartete viele Tage lang sorglos und ein paar weitere Tage beunruhigt. Der Brief kam nicht. Ihr Wesen, seit dem letzten Begegnen gelöst, drängte zu einem Wiedersehen.

Als immer noch keine Nachricht kam, ging sie einmal kurz entschlossen zum Telephon und läutete an.

Während sie auf die Verbindung wartete, begann ihr Herz laut und jagend zu schlagen. Endlich war die Verbindung da.

Sie begann: «Hier Hedwig! Ist etwas nicht in Ordnung bei dir?»

Nach einigem Zögern kam die Antwort «Es geht mir gut. Ich komme morgen bei dir vorbei.»

Hedwig stand atemlos. Martin musste doch noch etwas sagen... Das Gesagte war sparsame Auskunft.

Er sagte nichts mehr. Der Hörer fiel in die Gabel. Die Verbindung war abgerissen.

Ganz betäubt lief Hedwig davon.

Was war mit Martin? Was ging in ihm vor?

Jede Fiber ihres Gehirns, jeder Nerv spannte sich. Sie begriff nichts. Dieses abgerissene Gespräch sah Martin, trotz der zeitweiligen Uebelgelauntheit nicht ähnlich. War die unbegrenzte Möglichkeit der Hoffnung schon begrenzt? Bis jetzt hatte Hedwig geglaubt, dass Liebe, trotz aller Verschiedenheit, etwas Beglückendes sein müsse, jetzt merkte sie, dass davon Unruhe, Furcht und Zweifel kamen.

Am andern Tag, erst gegen Abend, kam Martin. Hedwig hatte Stunden vergeblich gewartet. Er kam wie im Zwang das Weglein herauf, hob einmal scheu die Augen und suchte das Haus. —

Da sah er Hedwig im Garten. Sein Blick senkte sich rasch, aber sein Rücken straffte sich, als er auf das Mädchen zuschritt:

«Guten Abend, Hedwig», grüßte er scheu, «ich sollte mit dir reden...» Er sah an ihr vorbei, —

Ohne Verständnis, aus dunkel bestürzten Augen sah das Mädchen ihn an und deutete stumm auf die Laube.

Sie gingen die Stufen hinan und setzten sich, Hedwig in den Stuhl, in welchem sie oft gesessen, wenn Martin gekommen war. Martin liess sich zu äusserst auf der Bank nieder, als sei schon das zu viel und sein Dasein in diesem Haus nicht mehr gerechtfertigt. (Er war hier viele Jahre aus- und eingegangen.)

Martin schwieg lange. Er behielt seine strenge, unbewegliche Haltung. Aber dann gab er sich einen Ruck: «Hedwig... ich... ich muss dir etwas sagen: ich möchte einen andern Weg gehen. Ich sehe, dass ich mich geirrt habe...»

Das Mädchen sah ihn an: «Ist dir eine andere begegnet?»

Steif und ledern sass Martin, die schlanken Hände zusammengelegt und zwischen die Knie gepresst.

«Ja», sagte er leise, «es war ein stilles Begegnen mit einer andern...»

Nun wurde es still in der Laube. Für Hedwig versank die Welt wie ein Traumgesicht. Nun hatte das Leben für sie zum schwersten Schlag ausgehollt.

Nur jetzt nicht die Haltung verlieren, zuckt es durch ihr Hirn. Sie steifte den Rücken und sass unbeweglich. Kein Wort verriet, was in ihrem Innern vorging. Dort frass ein verzehrendes Feuer. Alles in ihr schrie, aber sie blieb unbeweglich. Ihre Hände spannten sich ineinander, damit eine der andern Stütze sei und das Zittern nicht gar so deutlich würde... Alles blieb still.

Da nahm Martin allen Mut zusammen und redete: «Wir waren doch zu verschieden, Hedwig...»

Hedwig schwieg. «Ich habe das Gefühl, dass wir uns ganz verstehen, Ruth und ich, es wird nichts Unausgeglichenes zwischen uns geben...»

Das Mädchen rang innerlich nach Luft wie eine Erstickende, aber sie bewahrte ihre äussere Ruhe. Sie schwieg und würgte die aufquellenden Tränen mit dem Mute der Verzweiflung nieder.

Martin erhob sich wie in schwerem Zwang, trat zu Hedwig und bot ihr die Hand: «Gute Nacht, Hedwig, trage mir nichts nach, ich kann nicht anders...»

Er ging! Hedwig hörte seinen ungewissen Schritt. Im Garten wurde der Schritt immer schneller, fast jagend. Martin lief davon, als sei er auf der Flucht. Die Gartentür fiel ins Schloss.

Jetzt verhalte der Schritt... Der Mond stand über den Feldern. Er war sehr gross über dem Horizont und tauchte die Ferne in ein ungewisses Licht. —

Hedwig blieb unbeweglich und lauschte. Sie lauschte noch lange, als nichts mehr zu hören war und vernahm nichts, als den eigenen Herzschlag, der zuweilen aussetzte, um neu und jagend den Lauf wieder aufzunehmen. Immer mehr sank sie im Sessel zusammen, immer tiefer, bis sie zu einem Häuflein kauernenden Menschenleibes wurde, zu einer hilflosen Hülle, die nur schlecht den schreienden Schmerz der todwunden Seele verbarg.

Martin hatte über Liebe und Ehe stets besondere Ansichten gehabt. In ihm war viel Dunkles und Verschwiegene, aber auch eine Fülle zarter und leiser Dinge, von denen sein Mund nie viel geredet hatte. Gerade die Wortkargheit hatte ihn in Abseitigkeit und Alleinsein geführt.

Hedwig selbst war eine jener Naturen, die erst in der Liebe eines Mannes frei werden. Immer mehr erstarkte in ihr der Glaube, dass sie und Martin in schicksalhafter Bestimmung zusammen gehörten. Sie spürte die Bindung als einzige, tiefste und weiteste irdische Gemeinschaft, deren sie je fähig sein würde.

Trotz dem grossen Unterschied des Temperaments und der Lebensatmosphäre fanden Hedwig und Martin sich in der kommenden Zeit herzlich zusammen. Eine schöne Zeit verfloss.

Da brach der Krieg aus. Nach dem ersten Grenzdienst schien Martin